

Predigt am 2. Sonntag nach Trinitatis
13. Juni 2021
Hospitalkirche Stuttgart
Predigttext: 1 Korinther 14,1-12+23-25

¹ Strebt nach der Liebe! Bemüht euch um die Gaben des Geistes, am meisten aber um die Gabe der prophetischen Rede!

² Denn wer in Zungen redet, der redet nicht für Menschen, sondern für Gott; denn niemand versteht ihn, vielmehr redet er im Geist von Geheimnissen.

³ Wer aber prophetisch redet, der redet den Menschen zur Erbauung und zur Ermahnung und zur Tröstung.

⁴ Wer in Zungen redet, der erbaut sich selbst; wer aber prophetisch redet, der erbaut die Gemeinde.

⁵ Ich wollte, dass ihr alle in Zungen reden könntet; aber noch viel mehr, dass ihr prophetisch reden könntet. Denn wer prophetisch redet, ist größer als der, der in Zungen redet; es sei denn, er legt es auch aus, damit die Gemeinde dadurch erbaut werde.

⁶ Nun aber, liebe Schwestern und Brüder, wenn ich zu euch käme und redete in Zungen, was würde ich euch nützen, wenn ich nicht mit euch redete in Worten der Offenbarung oder der Erkenntnis oder der Prophetie oder der Lehre?

⁷ Verhält sich's doch auch so mit leblosen Dingen, die Töne hervorbringen, es sei eine Flöte oder eine Harfe: wenn sie nicht unterschiedliche Töne von sich geben, wie kann man erkennen, was auf der Flöte oder auf der Harfe gespielt wird?

⁸ Und wenn die Posaune einen undeutlichen Ton gibt, wer wird sich zum Kampf rüsten?

⁹ So auch ihr: wenn ihr in Zungen redet und nicht mit deutlichen Worten, wie kann man wissen, was gemeint ist? Ihr werdet in den Wind reden.

¹⁰ Es gibt so viele Arten von Sprache in der Welt und nichts ist ohne Sprache.

¹¹ Wenn ich nun die Bedeutung der Sprache nicht kenne, werde ich den nicht verstehen, der redet, und der redet, wird mich nicht verstehen. ¹² So auch ihr: da ihr euch bemüht um die Gaben des Geistes, so trachtet danach, dass ihr die Gemeinde erbaut und alles reichlich habt.

...

²³ Wenn nun die ganze Gemeinde an einem Ort zusammenkäme und alle redeten in Zungen, es kämen aber Unkundige oder Ungläubige hinein, würden sie nicht sagen, ihr seid von Sinnen?

²⁴ Wenn sie aber alle prophetisch redeten und es käme ein Ungläubiger oder Unkundiger hinein, der würde von allen geprüft und von allen überführt;

²⁵ was in seinem Herzen verborgen ist, würde offenbar, und so würde er niederfallen auf sein Angesicht, Gott anbeten und bekennen, dass Gott wahrhaftig unter euch ist.

Liebe Gemeinde,
an jenem Tag ist die eigenwillige Polin Wisława Szymborska, Nobelpreisträgerin für Literatur 1996, zu Besuch beim alten Professor. Die feine, zerbrechliche, starke Frau will nicht aufhören, den alten Herrn zu befragen¹.

Sie fragt ihn nach der Zeit, in der sie und er noch jung waren, naiv, hitzig, dumm, unfertig. Ein bisschen sei davon noch übrig, abgesehen von der Jugend, sagt er.

¹ Wisława Szymborska, Der alte Professor. In: *Glückliche Liebe und andere Gedichte*. Berlin, 2012.

Sie fragt ihn, ob er immer noch ganz genau wisse, was für die Menschheit gut und was schlecht sei. Das zu wissen sei die tödlichste aller Illusionen, sagt er.

Sie fragt ihn nach der Zukunft, ob er sie weiterhin rosig sehe.
Dafür habe er zu viele Geschichtsbücher gelesen, sagt er.

Sie fragt ihn nach dem Foto, dem gerahmten, auf dem Schreibtisch.

Alles längst vorbei, sagt er: Bruder, Cousin, Schwägerin, meine Frau, auf dem Schoß der Frau die Tochter, auf dem Arm der Tochter die Katze, der blühende Kirschbaum, ... sagt er.

Sie fragt ihn, ob er manchmal glücklich sei.
Ich arbeite, sagt er.

Sie fragt ihn nach seiner Gesundheit und nach seinem Befinden.
Sie verbieten mir Kaffee, Wodka, Zigaretten, das Tragen schwerer Erinnerungen und Lasten.
Ich muss so tun, als hörte ich es nicht, sagt er.

Sie fragt nach dem Garten und der Bank im Garten.
Wenn der Abend schön ist, sagt er, - wenn der Abend schön ist, beobachte ich den Himmel.
Und: Ich muss immer wieder staunen, wie viele Blickpunkte es dort gibt.

So viele Blickpunkte beim Blick in den Himmel. So viele Bezugspunkte. Es gibt so viele Perspektiven, so viele Horizonte dieses Lebens, liebe Gemeinde, die uns gern abhandeln kommen.

Heute sind wir zu Besuch bei dem Apostel Paulus. Auch wir hören nicht auf zu fragen nach unseren Bezugspunkten, nach unseren Perspektiven, nach den Horizonten unserer Existenz.
Wir vergessen sie so leicht.

Das ist ja die Herausforderung und das Thema jeden Gottesdienstes, jedes Blickes in die Schrift, in die Verheißungen, Gesänge, Bilder, die uns das Evangelium schenkt: Wir fragen im Namen des dreieinigen Gottes nach dem, was unserem Leben Orientierung gibt. Wir fragen nach dem, was uns trägt. Wir heben unsere Blicke, weiten unsere Horizonte, halten Ausschau nach dem, was uns Zukunft gewährt: Für uns persönlich. Für unsere Gemeinschaft als Kirche, als Menschen, die sich der Botschaft Jesu Christi verpflichtet wissen. Wir fragen nach der Zukunft dieser Welt und auch nach dem, was für die Menschheit gut und schlecht ist. Wir fragen das nicht perspektivlos. Nicht ohne Bezugspunkt.

Und die Antworten? Sie kommen eigentlich immer aus jenem besonderen Jetzt, in dem die Türen für die Botschaft Jesu Christi offen sind. Heute kommen Antworten ganz aus der Jugendzeit der Kirche. Sie kommen aus jener besonderen Art von Jugend, die sich immer wieder dort einstellt, wo der Heilige Geist im Feuer ist. Sicher auch dort manchmal naiv, manchmal dumm, zweifellos hitzig, auf jeden Fall unfertig. Aber spürbar vital und überraschend.

Da sind viele Stimmen und Begabungen und unglaublich großes Potenzial für Menschen, die sich in den Jahrzehnten nach Ostern vom Evangelium haben berühren lassen. Die ganzen

vorangehenden Kapitel dieses ersten Briefes nach Korinth lassen erahnen, wie viele Gaben und wie viel Vitalität dort zusammengefloßen sind - und vor allem: wie viele sich dort zeigen.

Es hört sich an wie eine große Aufbruchssinfonie von Frauen und Männern aller Herkünfte und Geschichten, die dort in dieser Hafenstadt Korinth etwas aufbauen wollen. Aufbauen! Das ist das Stichwort. Und es geht bunt und munter und manchmal auch bedenklich und sogar dramatisch zu. Und Paulus erinnert zu Recht in dem vorangehenden berühmten 13. Kapitel dieses Briefes daran, dass keine dieser besonderen Begabungen etwas wert ist, wenn sie nicht von jener großen Kraft und von jenem Horizont getragen und durchdrungen ist, die wir die Liebe nennen.

„13,1 Wenn ich mit Menschen- und mit Engeln redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. 2 Und wenn ich prophetisch reden könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, sodass ich Berge versetzen könnte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts. 3 Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib verbrennen und hätte die Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.“

Und „Liebe“, das ist nicht nur diese nette Sympathie zum Leben: schön, dass Du da bist, aber komm mir nicht zu nahe. „Liebe“, das ist jenes große „Ja“ auch zum gefährdeten und zerbrechlichen und gefallenen Leben, das uns in Jesus Christus und in Ostern begegnet.

Liebe Gemeinde,

wir hören heute zu uns herüberwehen einen Sound, einen Klang, eine Klangwelt, die uns zuerst ganz fremd anmutet. Wie mag die Welt überhaupt im ersten Jahrhundert geklungen haben? Nicht nur die Flöten und Harfen und die verschiedenen Blasinstrumente, deren griechische und hebräische und lateinische Namen wir nur ganz unzureichend wiedergeben können. Wie war der Klang der Gottesdienste? Der Gebete? Der Predigten? Der Verkündigung? War es laut? Marktschreierisch? Nachdenklich? Meditativ? Orientalisch? Griechisch-römisch? Wie waren die Alltagsklänge in einer Stadt, einem Dorf, in dem die Wände lange nicht so isoliert waren wie heute – in der Regel. Wie war die Welt ohne unsere Industriegerausche, ohne den Fahrzeuflärm, die Martinshörner in der Nacht? Was können uns diese Stimmen von damals sagen über die Wirklichkeit, über unser Leben?

Es gibt so viele Arten von Sprache in der Welt und nichts ist ohne Sprache! schreibt Paulus. Was für ein faszinierender Gedanke, der uns bei dem Apostel Paulus begegnet und der ganz nahe bei dem Philosophen des 20. Jahrhunderts, Ludwig Wittgenstein, zu liegen scheint. Wittgenstein, der sich bemüht hat zu zeigen, wo die Grenzen meiner Welt liegen: nämlich bei den Grenzen meiner Sprache. Der sich bemüht hat zu zeigen, dass die Sätze, die wir sagen, die Gedanken, die wir äußern, nur annähernd zu verstehen sind, wenn wir den Horizont, in dem wir leben, mit einbeziehen und begreifen den Raum, in dem wir sind. Wenn wir verstehen, welches unsere Bezugsgrößen sind, woran sich unser Leben festmacht. Wenn ich sage: Ich bin glücklich oder allein oder ich fühle mich stark oder schwach – das kann ich nur verstehen, wenn ich meine Welt mit in den Blick nehme; und wenn meine Welt mich in den Blick nimmt. Unser Verstehen geht nur so.

Was sind wir, wenn wir den Himmel aus dem Blick verlieren? Was, wenn wir die Welt, in der wir leben, unsere kleine und doch große Welt nicht mehr im Auge haben? Auch die sozialen und die politischen Fragen, die uns darin beschäftigen.

Was aus jener frühen Zeit des Christentums zu uns herüberweht, ist natürlich auch der Klang der Zungenrede; eine Gebetsprache, die sehr verbreitet war: die Zungenrede, die viele fasziniert und die in charismatischen Gemeinden noch heute höchst vital ist.

Eigentlich ist es eine Gebetsform, die nur zwischen dem betenden Menschen und Gott verstehbar ist. Mein Geist betet, meinen Verstand brauche ich dazu nicht; sagt Paulus. Reines Hin und Her zwischen Gott und mir, ein faszinierendes Phänomen, über das auch schon viel geschrieben worden. Aber leider ist darüber oft vergessen worden, dass Paulus einer anderen Form von Sprache und Rede mit sehr viel mehr Sympathie bedenkt. Er sagt: sie ist das Wichtigste. Und er meint die prophetische Rede. Und er sagt, sie sei das Wesentlichste in Eurem Sprechen, in Eurem Einander-Begegnen.

Wir fragen nach der Zukunft. Nach unserer Zukunft in dieser Welt. Wir fragen auch nach der Zukunft der Kirche. Auch nach der Zukunft unsere Kirchengemeinde. Wir lesen Haushaltspläne. Unbedingt wichtig! Unserer liegt noch in der kommenden Woche am Empfang des Hospitalhofs aus. Wir studieren Personalstellenpläne. Wir hören und analysieren Statistiken. Die Reise der Kirche, so scheint es, geht in die Depression. Als würde die Kirche alt und älter. Wir erleben uns oft im Selbstverteidigungsmodus. Manchmal, so scheint es, als hätten wir den roten Faden verloren.

Sie fragt ihn, ob er manchmal glücklich sei.
Ich arbeite, sagt er.

Was sagen wir? Als Gemeinde? Als Kirche?

Wenn das Wort nicht mehr vom Licht erreicht, wenn das Buch zugeschlagen ist ... im zugeschlagenen Buch wird die Einsamkeit des Wortes namenlos, hat die Belgierin Anise Koltz geschrieben.

Aber die prophetische Rede besteht darin, das Buch weit aufzuschlagen, unser Fragen und unsere Hoffnung und die Verheißungen, die in diesem Buch stehen, zusammenzuhalten. Sie besteht darin, unsere Horizonte wachzuhalten. Sie besteht darin, mit Ernst und mit Nachdruck, unsere Welt und auch das Leben unserer Kirche nicht nur im Hier und Jetzt und im Augenblick zu verankern. Sie besteht darin, unseren eigenen Standpunkt in der Welt zu erklären und auch in der Welt zur Sprache zu bringen.

Das prophetische Reden fragt nach dem Garten und nach der Bank im Garten.
Wenn der Abend schön ist, lesen wir, wenn der Abend schön ist, beobachte ich den Himmel.
Und ich muss immer wieder staunen, wie viele Blickpunkte es dort gibt.

So viele Blickpunkte. So viele Bezugspunkte. So viele Perspektiven, so viele Horizonte für dieses Lebens. Das ist prophetisch. Es ist nicht die Drohkulisse eines Jüngsten Tages.

Es ist die große Gabe, unser Leben im Angesicht unserer Grenzen und Horizonte auf Gott hin transparent zu machen. Und dabei ehrlich und klar zu bleiben im Blick auf unsere Endlichkeit. Im Blick auf unsere Fehler. Im Blick auf unsere Lebensbeziehungen. Wir blenden manches aus. Weil wir uns schämen. Wir sollen es nicht, weil wir von der Liebe reden sollen.

Das sind nicht nur Nebensächlichkeiten. In den entscheidenden Zeiten unseres Lebens sind diese Bezugspunkte die tragenden Kräfte. Und wir haben etwas davon gespürt in den vergangenen Monaten der Pandemie. Wir sollten es nicht vergessen, in diesen Horizonten zu leben und zu reden.

Prophetische Rede, das ist ein Reden und ein Lebensgestus, der den Horizont von Ostern nicht ausblendet; ein Leben, das sich besinnt, das die Augen weit öffnet, sieht, handelt, das verbindet und im besten Sinne aufbaut, stärkt, tröstet und hinausführt die Welt und sich dort so verstehbar macht. Wie sollte es denn sonst gehen, dass wir verstanden werden, wenn wir nicht leben, was wir glauben.

Arbeiten wir an unseren Horizonten. Hören und lesen wir in den alten Schriften – nicht nur in den Statistiken. Lassen wir uns berühren von dem Geist, der Menschen Mut macht, der aufbaut und befeuert.

Darum: Strebt nach der Liebe! Bemüht euch um die Gaben des Geistes, am meisten aber um die Gabe der prophetischen Rede!

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, in seinem Österlich-prophetischen-heilenden Horizont. Amen.

Pfarrer Eberhard Schwarz